

kein Abdeckertrupp, sondern die Elite des Landes. Ein junger Mann wie Amon Göth zum Beispiel, Kommandant des Arbeitslagers Plaszów, in das 1943 alle Krakauer Juden, soweit man sie nicht gleich ermordete, eingesperrt wurden: Er liebte es, nach dem Frühstück mit dem Jagdgewehr auf den Balkon seiner Villa zu treten und ein paar Gefangene, die ihm zufällig vors Visier kamen, zu erschießen.

Amon Göth war Schindlers fanatischster, amoralischster, darum korrupterbarster Gegenspieler, und das innere Drama in Spielbergs Film, ein hochgespanntes Psycho-Duell, spielt sich zwischen diesen beiden ab (Liam Neeson und Ralph Fiennes), im trügerischen Zwielficht von Besäufnis und Intrige.

Es ist der Kampf zwischen Gut und Böse, doch nicht nach vorgefertigtem Schema; er hat seine eigene Dialektik. Denn die beiden jungen Männer, gleichaltrig, beide aus katholisch-bürgerlichem Haus, sind sich in ihren Lebens-



Film-Gegenspieler Fiennes, Neeson

voraussetzungen ähnlicher, als ihnen lieb sein mag: zwei Glücksritter in einem frischen, beuteverheißenden Krieg, beide gierig, leichtsinnig, rücksichtslos. Wie der eine sich, Schritt um Schritt, zum Regimegegner wandelt, auch wenn er nach außen hin weiter mit dem Par-

teiabzeichen auftrumpft, erzählt der Film. Doch welche kleine innere Differenz den anderen zum pathologischen Killer macht, bleibt beunruhigend unerklärlich. Das Böse ist banal.

So wie jede Szene des Films, auch die unglaublichste, auf einem bezeugten Vorfall beruht, so bürgt die Gegenwart der Stadt Krakau für die Geschichte. Kra-

kau hat im Krieg keinen Schaden genommen, und daß auch das alte Ghetto nicht geschleift wurde, hat der Judenvernichter Himmler selbst veranlaßt, indem er es unter Denkmalschutz stellte: Es sollte später einmal, nach Endsieg und Endlösung, als Mu-

## „Engel in der Hölle“

Die Filmförderung boykottierte ein deutsches Schindler-Projekt

**D**er deutsche Film, so heißt es in der Branche, hat wieder einmal ein großes Thema an Hollywood abgegeben. Dabei hätte Oskar Schindler bereits vor zehn Jahren ein deutscher Kinoheld sein können.

Zweimal schon, so beklagt heute der Berliner Produzent Artur („Atze“) Brauner, 75, habe die Berliner Filmförderungsanstalt (FFA) „leichtfertig“ öffentliche Mittel für einen Schindler-Film verweigert.

Brauner, der selbst 49 Familienangehörige im KZ verloren hat, war 1972 bei der „Suche nach Opfern und Tätern der Nazi-Zeit“ auf den Ex-Fabrikanten Schindler gestoßen – eine „schillernde Persönlichkeit“, eine grandiose Kinofigur.

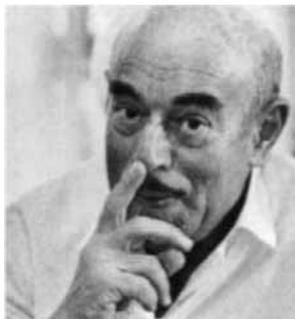
Die Gelegenheit, die Schindler-Vita zu verfilmen, bot sich 1984. Klaus Maria Brandauer sollte, unter der Regie von Axel Corti, die Titelrolle spielen. Doch das Projekt mit dem Arbeitstitel „Ein Engel in der Hölle“ fand in Berlin keine Gnade. Die

FFA, eingeschworen auf „Akzeptanz und Resonanz“ förderungswürdiger Lichtspiele, erwartete keinen wirtschaftlichen Nutzen.

Brauner ließ nicht locker. Im September 1992, der Gigant Spielberg stand kurz vor Drehbeginn, wurde er erneut bei den Kassen-Herren vorstellig und beantragte eine Finanzierungshilfe von 900 000 Mark. Eindringlich verwies er auf das „breite Publikumsinteresse“ an der „weltbekanntesten Geschichte“ dieses „Humanisten“.

Erstmals rücke „ein guter Deutscher aus der Nazi-Zeit“ ins Weltinteresse.

Wieder war Brandauer für die Hauptrolle im Gespräch, als Alternative kamen Günter Lamprecht und Bruno Ganz in Frage. Aussicht auf Bargeld erwuchs dem Produzenten aus der erfreulichen Tatsache, daß die FFA schon ähnliche Filmstoffe der NS-Zeit wie „Hitlerjunge Salomon“ oder „Eine Liebe in Deutschland“ gutwillig unterstützt hatte.



Produzent Brauner  
Unerwünschte Gefühle

Trügerische Hoffnung. „Drehbuch sowie Stab- und Besetzungsliste“, so urteilte einmütig die Vergabe-Kommission, „sind nicht geeignet, Qualität und Wirtschaftlichkeit des deutschen Films zu verbessern.“ Der Schindler-Stoff sei „spekulativ“, und obwohl „Geschichten wie die vorliegende passiert sein mögen“, wirke diese „wie eine mit Emotionen aufgeladene Kolportage“. Und weil Gefühle im deutschen Subventionsskino offenbar unerwünscht sind, wurde der Finanzierungswunsch brüsk zurückgewiesen.

Brauner grollt nun, die FFA-Kommissare hätten in Schindler wohl nur „den Säufer und Weiberhelden“ gesehen, jedenfalls nicht den „großen Deutschen“, der im Kino zu würdigen sei. Hinter all dem vermutet er sogar Kräfte, die Schindlers gute Taten „herunterspielen“, weil sie den Eindruck vermeiden wollten, „daß ein Deutscher in der grausamen Zeit menschliche Reaktionen und Gefühle zeigen konnte“.

Das Berliner Förder-Gremium aber beharrt auf ehernen Grundsätzen. „Wir müssen uns ja immer fragen: Was bringt das Produkt an der Kasse?“ sagt FFA-Vorständler Rolf Bähr.

Dem Produzenten Brauner wirft er mangelnde Risikofreude vor: Der Mann habe so viele erfolgreiche Filme gemacht: „Wenn er wirklich einen Knaller hat, wäre der doch nicht an 900 000 Mark gescheitert.“